

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

247 (24.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wirtschaftskritik und Willen

„Bebel bleibt!“ Geschnittene SA.-Männchen

Es ist hochinteressant, die bescheidenen Erzgebirgler im Gebiete rund um den Schwarzenberg zu studieren. An Seiffen, Heibelbach bis hinauf zur tschechischen Grenze bei Böhmisch-Einfel und Katharinenberg sitzen die schlichten Menschen in ihren niedrigen Stuben bei einer Heimindustrie, der Spielwarenherstellung, die besonders unter den autarkischen Wünschen Englands leidet. Dafür kennen die Figurenschnitzer zur Zeit „noch“ eine Hochkonjunktur in lackierten S.A.-Männchen und ähnlichem geschnitztem politischem Firlefanz, ohne den die Firma Braunau G. m. b. H. nicht bestehen kann. Die Betriebsunternehmer, selbst zum größten Teile nazistisch erkrankt, wünschen die Holzmannlein grossweise und machen ein ausgezeichnetes Geschäft damit. Die Heimarbeiter kennen seit Jahrzehnten nur ihr lärgliches Dasein. Von Generation zu Generation vererbt sich ein und derselbe Zweig der Spielwarenherstellung in den linderreichen Familien. So besuchte ich u. a. eine Familie ganz oben im ersten Hause von Deutsch-Reudorf, die schon so lange, wie das kleine Häuschen steht, Robeschlitten schnitzt und leimt. Schlitten von 35 Zentimeter Länge, die der Unternehmer an Schokoladenfabriken liefert. Für ein Duzend solcher Dinger bekommt der Heimarbeiter 4,20 Mark. Da müssen Frau und Kinder mithelfen. Außerdem drängt die kleine Häuslerwirtschaft auf Versorgung. Der Zehnjährige muß bei der einzigen Kuh auf der Waldwiese bleiben. Die fünfzehnjährige Tochter sammelt Reisig. Die Frau kratzt das Grumt aus dem Weggarten. Der Mann ballert an einem Auftrage Robeschlitten, der in kurzer Zeit ausgeführt sein muß. Bei dieser stillen und emsigen Schlich, Leim, Antzeig- und Lackarbeit findet der hembarmelige Erzgebirgler Muße, sich mit mir zu unterhalten. Von der Dürftigkeit des Lebens hier oben, von der Herzhait des Gebirges und von den vielen Familienorgen, Selbstverständlich ist auch von der — Politik die Rede.

Wenn wir zu diesem Punkte etwas Erreutliches feststellen, so wollen wir dies in eine Hoffnung kristallisieren, die sich aufeinander bad realisiert. Wir sind auf dem Rückwege zu einem roten Sachfen! Die Bevölkerung im Spielwarengelände des Erzgebirges ist — das soll kein Vorwurf für diese in äußerster Not lebenden Menschen sein — etliche Male in den letzten Jahren auf Hitler herein gefallen. Das hat nun ein Ende.

Hier werden die Naziverluste nicht gering sein. Gern erinnern sich die Heimarbeiter überall im Angesichte des fahlen Schwarzenberges der Jahre, da sich der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Fleißner in eingehender Studienreise um Räte und Beschwerden dieser auf tiefem Lebensniveau stehenden Bevölkerung gekümmert hat.

Aus dem „Braunen Palazzo in Winta“ ist zu diesem Beginn noch niemand hier gewesen. . . . Stolz erzählen der Schlittenmacher und unter in Heibelbach ein Holzperdrechler und drüben in Seiffen ein Puppenmodellmacher von der Zeit der Demonstrationen hinter roten Fahnen. Es ist erschütternd und heroisch zugleich, wie diese Leute ihr Los tragen. In Seiffen komme ich gerade zur Mittagzeit in eine Schnitzstube. Dieses Mannes Metier sind kleine Holzfiguren, Holzsammerinnen, Beerenjücker, Musikanten, alles

„acht argebergische Zeit“, sehr originell und zum Teil sogar von gewissen künstlerischem Werte. Die Frau schüttet ganze Erdäpfel auf den Tisch. Daneben häuft sie ein wenig Salz (Salzsteuer, wie bist du fühlbar!) und stellt dazu einen Topf „Kornel“-Kaffee. So essen die Leute zu Mittag, weil der Unternehmer, der es in famoser kapitalistischer Brutalität bis zur pompösen Villa gebracht hat, das Schöpfen des kleinen Mannes so schlecht entlohnt. Sechs Figuren sind ein Satz.

Ein Satz bringt dem Heimarbeiter 40 Pf. . . . und die Bitternis der Leute ist wie ein gewaltig unterdrückter Vulkan: Dapen hat ihnen bei ihrem mehr als beschleiden Verdienste die Freigrenze für die Umsatzsteuer aufgehoben.

Selbst diese armen Heimarbeiter müssen ihre Pfennige Umsatzsteuer zahlen. „Das hat uns Hitler eingebracht!“ Ist die letzte Weisheit dieser einfachen Arbeiter. Und der Feierstimmemacher in Heibelbach schimpft berechtigt: „Der Hitler hat uns bestimmt nicht!“

Es ist eine gute Mission, da hinauf zu gehen, zu diesen gemütlichen Leuten, denen sompfiger Degen fremd ist, und sie aufzuklären, ihnen zu sagen, wo sie Recht finden, und von ihnen zu hören, daß sie wieder sozialistisch werden wollen. Nicht, weil es der politischen Konjunktur entspricht, sondern, weil sie naturgemäß rot sein müssen! Zwischendrin fand ich viele

zuerlässige Sozialdemokraten, die nie geschmantelt haben, die es nie anders gewußt haben: Der wirkliche Sozialismus bedeutet ihre materielle und geistige Besserstellung!

Wie ein gutes Omen leuchtet mir aus Banderlagen durch das Glend dieser erzgebirgischen Dörfer ein Erlebnis: Ein zweieinzigjähriger Heimarbeiter, der noch arbeitet, schmückt, so oft er kann, ein Bild Bebels mit Blumen von der Viele nebenan. Und er sagt wörtlich: „Uff! frag'n mei Entel, war dos is'. Dann arklar's ne (erkläre ich's ihnen). August Bebel bleibt, in wann tau' send Hitler'sch kumm' . . .“ Johs.

Marseilles Hafen — Das Tor des Südens Ein Reisebericht von Karl Moeller

Fast alle Reisen nach dem dunklen Erdteil beginnen in Marseille. Der neue Hafen liegt stets voll großer, buntbeslagener Schiffe aus aller Herren Länder, die Menschen auf Fracht ausspeien und neue Ladung aufnehmen. Die vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit Autos, Karren und Rädern vollgepropierten Kais und die weiten Lagerhallen zeugen auch heute noch von gewinnbringendem Handel, und die Krise wird nicht zu dem schreierfüllenden Schaubild wie im letzten Hafen von Hamburg. Hier ist der große Umschlagplatz, der Wendepunkt zwischen Europa, Afrika und Asien.

Auswandererschiffe beginnen in den Bäden und Kneipen am Hafen mit schlechten Arbeitskontrakten, ersten Einfäusen für eine ungemessene Zukunft und letztem Ausleben im guten, alten Europa. Matrosen benutzen den kurzen Aufenthalt zu einem ausgiebigen Bummel, und überall wimmelt es von französischen Kolonialoldaten in allen Hautschattierungen, vom tiefen Schwarz eines südafrikanischen Regers bis zum Kataobraun des Arabermischlings.

Das Herz der Stadt ist und bleibt das Viertel um den alten Hafen. Stolz Segelschiffe und lange Reihen kleiner Fischhütten liegen in der geschützten Bucht, die von der ruhmvollen Geschichte Marseilles erzählt, das schon im Altertum seine Bedeutung hatte und im Mittelalter große Kaufmannsgeschlechter hervorbrachte, die einen schwungvollen Handel mit dem nahen Orient trieben. Die alten Patrizierhäuser dieser Herren stehen jetzt verfallen zwischen elenden Mietkasernen.

Steil gehen die engen Gassen der Altstadt vom Hafen in die Höhe. Sie sind kaum ein paar Meter breit und der ganze Tag erfüllt von einer schreienden Menschenmenge. Kinder, Raben und Hunde gibt es am meisten in diesen Elendsquartieren, und alle zusammen wälzen sich in dem entsehlischen Schmutz, der aus den Häusern, von Markständen und Händlern einfach auf die Straße geworfen wird. Die einzige Konsoilation ist ein aus Brunnen gespeister Bach, der in der Mitte der Gasse in einer Rille herunterläuft und in gleicher Weise Abort und Müllhaufen erlegt. Dazu der Gestank der herumhockenden Räte- und Fischhändler, die überall von Haus zu Haus statternde Wäsche und die schwarzhaarigen, braunen Menschen; gemiß ein Bild, das für Liebhaber

einen materiellen Gauber birgt. Breihsittige, dicke Weiber stehen an den offenen Steinbrunnen über den Trögen, und an hellen Caplächen hat irgendein Zaubertänzer oder ein Marionettentheater seine Bühne aufgestellt.

Schlimmer sieht es aus, wenn man in die Häuser hineinschaut, die Menschen betrachtet, wie sie hier haufen, wie oft ganze Familien in einem Raume mit zwei Betten und ein paar Stühlen zusammen leben. Schlimme Krantheiten verbergen sich in diesen Wohnhöhlen, und auf einmal verchwimmt der Glanz der südlichen Romantik, und nur noch das Elend grünt uns an. Die Gasse ist die Heimat dieser Vermittler: Da hocken sie zusammen und arbeiten, erzählen, lieben und hassen sich.

Zwischen dem alten Hafenviertel und der strahlenden Cannebiere, der berühmten Hauptstraße Marseilles, liegen heute weite Baupläche. Die alten Häuser hat man eingerissen, und zur Errichtung der geplanten neuen Geschäftsbauwerke ist weder Geld noch Mut vorhanden. So spielen auf den offenen Plätzen am Nachmittag ehrwürdige Männer mit dicken Glaskugeln ein Geschicklichkeitsspiel, ähnlich unfern Regeln. Sie ziehen ihre Röcke aus, und Bürger und Arbeiter werfen zehn Minuten lang gemeinsam um die Wette, und dann wieder jeder seiner Wege zu gehen. Eine finstliche Freude, zu der diese Männer noch fähig sind.

Am Abend glitzert die Cannebiere von leuchtenden Reflektorschilbern, überfüllten Cafés und hellen Schaufenstern. Aber schon in den Seitenstraßen ist Veere und Dunkelheit. An der massigen Kathedrale drücken sich nur noch verächtliche, Einsamkeit suchende Lebenspärchen in die schweigenden Ecken, und selbst in den Altstadtgassen geht alles früh zu Bett. Einige Männer sitzen noch auf niedrigen Hockern vor ihrer Tür, aber nur, um schnell die letzte Pfeife zu rauchen. Alle paar Schritte aber spritzt ein Regenwied über den Weg, und in der Abfallhaufen der Gemüse- und Fleischhändler wühlen ganze Scharen ungesüßter nach freiharen Resten.

Wähllich eine Stimme aus der Dunkelheit. Am niedrigen Türschwengel steht eine Frauengefäß und deutet nach innen. „Monseur, Mister“, ruft sie uns nach. Die nächsten Wädel wollen uns festhalten, und hinter der nächsten Ecke leuchten

die wenigen Schilber der großen Bordellhäuser. Krachende Jazzmusik schallt aus den rotarab beleuchteten Räumen. Die Kuppelmeister locken die Vorübergehenden mit reizvollen Verpöndungen. Matrosen, Regier, Araber und weiße Hafenarbeiter schlendern gewichtig durch die Drehtüren. Schöne Franten lotet drinnen eine Flasche schlechtes Bier, und mancher kommt aus diesen Reipplätzen mit leerem Geduldet erüchert wieder heraus. Es ist da nicht mehr und nicht weniger gut oder schlecht als in anderen Hafenstädten, und die übertriebenen Erzählungen vom besonders lasterhaften Marseilles sind wohl mehr die Wunschträume gewisser Reisender. Freilich, es misst sich auch in der Liebe hier die ganze Welt, und Abenteuerlustige mögen wohl zu ihrem Rechte kommen.

Am Tage aber wandelt der Seemann, der Sturm und gefährliches Klima gut überstanden hat, hinauf zur Notre Dame de la Garde. Auf totem Felsen steht diese schöne Kirche der Seefahrer, und ihr goldenes Marienlandbild blüht weit über Meer und Land.

Gebt man von hier aus nicht den üblichen Weg zurück, sondern wandert durch Gärten und über ausgedehnte Hügel nach Osten zur Küste, so sieht man ein ganz anderes Marseilles. Leere Straßen, durch die nur ab und zu ein Auto fährt, elegant emporgesogene Menschen und perfekte Villen, hinter Blumensträußern und hohen, schattigen Bäumen. Hier haben sich die Vornehmen von heute eingerichtet. Weitab vom Rärm und Getöse des Hafens, mit freiem Blick auf das Meer, von keinem Fabrikrausch oder Dampfgeräusch verübüßter Meer. Am Strande tummelt sich die „goldene Jugend“ der Stadt: hübsche, gepflegte, schlanke Wädel und braungebrannte, kraftige Männer. Es ist der erste Vorposten der Riviera, und fast glänzt man sich nicht mehr im alten Marseilles, wenn man durch die neuen Wohnviertel mit ihren modernen Mietshäusern, Autoanlagen und breiten, schattigen Boulevards kommt. Und doch wurzelt auch dieser Teil in der Arbeit des Hafens. Aus dem Schwefel der Kulis und den großen Handelsgewinnen mit den Kolonien, von denen die Arbeiter nur Schmutz und schlechte Entlohnung abbekommen, wachsen Bananen, Autos, prächtige Villen. Es ist das gleiche wie in allen kapitalistischen Ländern; nur ist der Gegenlag hier schroffer und ungezügelter.

Die verheißene Woche ROMAN VON C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachl., Verlag, Berlin.

(5. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel

Donnerstag.

Am nächsten Abend nahm Harold wie gewöhnlich sein Sechsubabendessen in Scae Fell Biew zu sich. Wie gewöhnlich verließ er das Eßzimmer um sechs Uhr dreißig, padte sein Tennisstöckerchen und schlenderte still und zufrieden zum Morley-Tennis-Klub. Es war ein klarer, goldener Abend im frühen Juni, und Harold atmete die Luft voll Befriedigung ein. Seine Schritte waren munter, er schwang sein Köstchen im Rhythmus fröhlichen Herzens trat er in den Pavillon, nahm vor den zwei oder drei wohlberodeten jungen Dingern, die dort saßen, seinen Hut ab und ging dann in das Ankleidezimmer der Herren hinüber. Norton, das Oberhaupt des Klubs, kleidete sich eben mit ein paar anderen um. Für heute abend war ein Match zwischen dem Morley-Klub und einem benachbarten Klub geplant, aber Harold interessierte sich nicht für Wettspiele. Er zog sich mit den übrigen Tennisbasen auf die entlegeneren Plätze zurück und überließ die guten, in der Nähe des Pavillons gelegenen den Matchspielern. Er stieg in seine tadellosen Flanellhosen, hängte den Straßenanzug an die Haken und schlenderte dann, das Racket unter dem Arm, kühl, behaglich und im angenehmen Vorgefühl des maßvoll gehaltenen Spiels dieses Abends auf die Veranda hinaus. Dort standen fünf Mitglieder des Team — Norton, zwei Burtschen und

zwei Mädchen, und besprachen ihre Ausichten. Die Gegner vom Nachbarklub waren schon auf den nahen Plätzen ringsum, weiter entfernt spielten ein halbes Duzend Tennisbasen. Harold ließ sich in einen Stredfessel nieder und wartete, daß man ihn als vierten zu einem Spiel auffordern sollte. Da hörte er plötzlich Nortons Stimme.

„Herr Gott, da ist ja Utridge. Er ist so ein gefälliger Junge, genau, was wir brauchen. Er geht bestimmt.“

Norton kam auf ihn zu. Er kam mit der ganzen Selbstsicherheit eines Champions, voll Vertrauen auf seine fünf Fuß'zehn und das strahlende Lächeln, das den Weg zu mehr Herzen gefunden hatte, als Norton überhaupt noch zählen konnte.

„Marjorie Clarence ist noch immer nicht aufgetaucht — sie spielt heute abend für uns als drittes Paar — und da wollen wir Sie fragen, lieber Freund, ob Sie was dagegen hätten, sie für uns aufzusüßern. Es ist zwei Minuten vor sieben, und wir müssen anfangen. Sie wohnt nur in Hillbrow Crescent — Nummer vierzig, nicht wahr?“ wandte er sich an die anderen.

„Ganz richtig, vierzig“, sagte Fräulein Nicholls.

„Also was ist, wollen Sie?“ strahlte Norton.

„Aber selbstverständlich, mit Vergnügen“, sagte Harold und erhob sich dabei aus seinem bequemen Stuhl. Das heißt, es machte ihm nicht das geringste Vergnügen, seine gute Tenniszeit damit zu vergeuden, Marjorie Clarence nachzujagen; aber was soll ein bloßer Tennisbase denn sagen, wenn das Oberhaupt des Klubs ihn um etwas erfucht.

Hillbrow Crescent Nummer vierzig war ein winziges, einzeln stehendes Häuschen an der Ecke. Harold pochte ein bescheidenes To-Lo an die Tür. Keine Antwort. Er

wollte eben wieder die Hand erheben, als er drinnen einen gelenden Schrei hörte.

„Mein, ihr dürst nicht“, freischte eine Stimme. „Tote Schnecken! Tote Schnecken!“

Dann ein Krachen und Splittern und ein scharfer Schrei.

„Was um's Himmels willen —!“ sagte Harold zu sich selbst.

„Tote Schnecken! Tote Schnecken!“ gelte die Stimme des Wahnsinnigen weiter. Etwas donnerte die Treppe herunter, fiel krachend in der Halle auf. Es klang wie eine Mischung von großen und kleinen Krachs — von zerschmettertem Porzellan und gespaltitem Holz, Knallen und Dröhnen. Dann hörte Harold Marjories Stimme.

„Water, Vater, o bitte, nicht!“ Blinde Angst lag in dieser Stimme, und Harold klopfte wiederum, diesmal lauter, an die Tür.

Harold hörte leichte Schritte die Treppe herunterlaufen, und die Tür wurde geöffnet. Es war Marjorie Clarence. Das Kleid war ihr vom Leibe gerissen, ein Schlag brannte auf ihrem Gesicht.

„Ach!“ sagte sie und starrte Harold verständnislos an.

Er aber konnte nur dastehen und stammeln. Es war wohl kaum der rechte Moment, es war von einem Tennismatch zu sprechen, und sogar während er stammelte, hörten sie wieder den Kampfruf von den „toten Schnecken“ aus dem oberen Stockwerk dringen, und etwas — eine porzellanene Kasserolle fiel kam durch die Luft gefegelt, um wie eine Bombe auf der gepflasterten Diele zu zerfallen. Ein Splitter davon slog durch Marjories Haar und fuhr Harold in den Mund.

„Es ist Water“, sagte Marjorie, „er ist, er ist“

Da streckte das Schicksal eine große Hand aus und gab Harold einen Puff in den Rücken.

„Ach komme hinein“, sagte Harold durch das Blut in seinem Mund.

In der Halle sah es aus, als hätte eben ein Taifun gewüht. Mit der Kraft eines Wahnsinnigen hatte jemand einen Marmorstein mit Marmorplatte samt allem Zubehör über das Treppengeländer gemorfen, und er war geradewegs auf den eichernen, mit Spiegeln versehenen Kleiderständer gefallen, wobei alles in Stücke ging und zwei Quadratmeter der schwarz-weißen Fliesen aus der Diele ausgederbt wurden. Dem waren dann noch andere Gegenstände gefolgt.

„Ich brachte ihn dazu, hinaufzugehen“, sagte Marjorie. „Ach dach — ich dachte, daß er es vielleicht ausschlagen würde. Aber es wurde nur schlimmer. Er sieht überall nichts als tote Schnecken.“

Und wie zur Bestätigung dieser Worte kam neuerlich ein Schrei von oben, und dann —

„Marjorie! Marjorie! So komm doch her, du dummes Mädel! Ich habe es doch nicht so gemeint, Ehrenwort, nicht so gemeint!“

„Ich komme, Vater!“ sagte Marjorie und eilte die Treppe hinauf. Harold folgte ihr und dachte dabei verwirrt und in Widerspruch mit sich selbst, was für ein ruhiger Mut doch für ein zartes Mädchen dazu gehörte, einen Wahnsinnigen auf diese Weise zu behandeln, wobei es ihm gar nicht einmal einfiel, daß jeht auch von seiner Seite Mut gefordert wurde.

In dem Schlafzimmer oben sah Marjories Vater. Er trug Hemd, Hose und Stiefel, aber der Ausdruck von wahnsinnigem und entsetztem Ekel, der auf seinem Gesicht lag, schien ihn förmlich zu betleiden. In seinem Stuhl, auf dem er saß, warf er kaum einen Blick auf die beiden, und kein Mensch hätte diesem schlaffen zitternden Braut die wilde Kraft zutraut, die das wüste Durcheinander untereruracht haben mußte. (Fortf. folgt.)